Der Erbonkel.

Humoreske von Andreas de Bellecomp.

I.

An einem heißen Juli-Abend des Jahres 1834 langte die von Toulouse kommende Postkutsche in Bordeaux an und machte gerade gegenüber dem Theater Halt.

Auf der großen Stadtuhr hatte es eben fünf geschlagen.

Der Postillon knallte mit der Peitsche, die Pferde wieherten vergnügt, die Thüren öffneten sich, und die Reisenden stiegen aus. Der Postillon schwitzte, die Passagiere schwitzten, die Pferde schwitzten, das Geschirr schwitzte, die Gepäckstücke schwitzten, ja der ganze Wagen war wie gebadet.

Aus der Gruppe der Reisenden lösten sich vier Herren, von denen jeder ein Felleisen trug, und lenkten ihre Schritte dem Theater-Cafe zu.

Dort setzten sich alle vier um einen kleinen runden Tisch, der sich bald mit Bierflaschen und belegten Brödchen füllte. Der erste Reisende war ein junger Mann von etwa 24 Jahren; derselbe hatte ein feines, mit einem starken Schnurrbart geziertes Gesicht und trug die Uniform eines Kavallerie-Lieutenants.

Der zweite, der einige Jahre jünger schien, war ein Marineoffizier mit zartem, rosigem Teint, schwarzen, feurigen Augen, sicherem Gang und scharfem, aber etwas spöttischem Blick.

Die beiden anderen erschienen etwas älter, aber trotzdem war keiner von ihnen über 30 Jahre. Da ihre bürgerliche Kleidung keinen besonderen Beruf verrieth, so wird uns der Leser nicht zürnen, wenn wir ihm mittheilen, daß der Eine Advokat und der Andere Arzt war.

Der Kavallerie-Lieutenant kam aus Perpignan wo sein Regiment in Garnison lag; der Marine-Lieutenant kam aus Toulon; der Advokat aus Pamiers und der Arzt aus Carcassonne.

Am Nebentisch saß ein kleiner, alter Herr von etwa 60 Jahren, der einen grünen Frack und eine rosa Halsbinde trug, sich nachlässig auf seinem Stuhl wiegte und in langen Zügen seine Tasse Mokka schlürfte — wir bitten den geehrten Leser, diesen Herrn nicht zu vergessen, denn er ist für unsere Erzählung sehr wichtig, ja sogar unentbehrlich.

II.

„Bei Gott, meine Herren", sagte August Lambert — so hieß der Kavallerie-Offizier, — nachdem er einen langen Zug aus seinem Glase gethan. „Sie werden mir zugeben, daß es eine ganz abscheuliche Zeit zum Reisen ist, und handelte es sich nicht darum, eine Erbschaft zu erheben, so hätten mich nicht zehn Teufel hierher gesprengt."

Kaum hatte der junge Mann diese Worte gesprochen, als die drei Herren von ihren Sitzen aufsprangen und wie aus einem Munde riefen:

„Was, Sie kommen wegen einer Erbschaft nach Bordeaux?"

„Es ist so, meine Herren," sagte August Lambert und steckte sich eine Havanna-Cigarre an, „weshalb sind Sie so überrascht?"

„Weil ich ebenfalls wegen einer Erbschaft nach Bordeaux komme", erwiderte Adhemar Jouvenel, der Marine-Offizier.

„Auch mich ruft eine Erbschaft nach Bordeaux," sagte Leona Malbec, der Advokat.

„Und wegen einer Erbschaft habe ich meine Kranken sich selbst überlassen," sagte der Mediziner, Michael Roumegour.

„Meiner Treu, meine Herren, das Abenteuer ist komisch," versetzte August Lambert lachend. Sie werden zugeben, das ist ein seltsamer Zufall, Gott segne die Onkel, die für ihre Neffen sterben; na, auf die Gesundheit meines todten Onkels, meine Herren, er soll leben!"

„Was, einen Onkel wollen Sie beerben?" riefen der Marine-Lieutenant, der Advokat und der Arzt noch überraschter.

„Allerdings, wenn ich sage, einen Onkel, so will ich sagen, einen entfernten Verwandten, er wohnte nämlich in Amerika."

„Aber da sind wir ja in gleichem Falle," antwortete das Trio wieder einstimmig. Die vier Reisenden sahen sich gegenseitig an, dann wandte sich der Marinelieutenant an den Kavallerieoffizier und fragte: „Und wie hieß Ihr Onkel, mein Herr? Pierre Armand aus Philadelphia?"

„Pierre Armand aus Philadelphia," gab August Lambert zur Antwort.

„Aber so hieß ja mein Onkel auch," riefen der Marinelieutenant, der Advokat und der Arzt zu gleicher Zeit.

Die vier Erben schwiegen einen Augenblick, und der kleine Greis im grünen Frack rückte näher.

August Lambert konnte sich nicht mehr halten und sagte, sich erhebend und die Hand an seinen Degen legend:

„Meine Herren, ich weiß nicht, ob Sie sich einen schlechten Spaß mit mir machen wollen, hier sind meine Beweise, jetzt zeigen Sie die Ihrigen."

Bei diesen Worten warf er einen geöffneten Brief auf den Tisch und rief: „Lesen Sie."

Der Marinelieutenant las mit lauter Stimme die folgenden Zeilen:

„Geehrter Herr!

Ich schätze mich glücklich, Sie von dem Ableben des Herrn Pierre Armand aus Philadelphia, eines entfernten Verwandten Ihres Herrn Vaters, zu unterrichten. Da Sie, wie ich glaube, der einzige lebende Erbe sind, und es sich um eine halbe Million handelt, so ersuche ich Sie, sich nach Bordeaux zu begeben, wo ich Ihnen alle wünschenswerthen Aufschlüsse geben kann.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung.

Bordeaux, den 24. Juni 1834.

Camille Deleros,
Notar."

„Jetzt ist an Ihnen die Reihe," fuhr August Lambert fort.

„Hier ist meine Vorladung," sagten der Marinelieutenant, der Advokat und der Arzt.

Und gleichzeitig fielen drei Briefe in demselben Format und derselben Schrift auf den Tisch.

Die vier Briefe waren in gleicher Weise abgefaßt, nur die jedesmalige Adresse war anders.

„Meine Herren," sagte August Lambert, nach längerer Pause das Wort ergreifend, „die Sache scheint mir doch etwas unglaublich. Vielleicht handelt es sich hier um eine Verwechselung, ich bitte Sie daher, meine Papiere zu prüfen."

Die Papiere des Kavallerieoffiziers waren vollkommen in Ordnung, aber ebenso auch die der drei Anderen. Es stellte sich heraus, daß alle im zehnten Grade mit dem Verstorbenen verwandt waren.

Nach kurzem Schweigen brach der Offizier in lautes Lachen aus und sprach: „Es scheint, als sollten wir alle vier den Kuchen theilen. Nun gut, meine Herren, ich glaube, das Schicksal hat uns nicht umsonst hierher geführt; ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. 500,000 Francs für einen, das ist eine sehr hübsche Summe; für vier ist es sehr wenig. Spielen wir also um die halbe Million unseres Onkels; wer am glücklichsten ist, bekommt die Erbschaft."

„Angenommen," sagte der Marineoffizier lachend. „Der Glücklichste bekommt die halbe Million des Onkel Armand."

Der Arzt und der Advokat machten zuerst einige Einwendungen, aber schließlich trug die geheime Hoffnung, eine halbe Million zu gewinnen, den Sieg davon, und sie riefen mit begeisterter Stimme:

„Nun gut, es sei, der Glücklichste bekommt die Erbschaft."

„Welches Spiel wollen Sie spielen?" fragte der Offizier.

Der Advokat, der in seiner Heimath für einen bedeutenden Piquetspieler galt, schlug Piquet vor.

Der junge Marinelieutenant, welcher in der Karambolage Hervorragendes leistete, wünschte Billard, während der Arzt sich für Mariage entschied.

Da sich die drei Herren nicht einigen konnten, und jeder sein System aufrecht erhielt, so sagte August Lambert:

„Meine Herren, ich habe Ihnen einen besseren Vorschlag zu machen. Da die Vorsehung uns hier vereinigt hat, so gehört ihr allein das Recht, über unser Schicksal zu entscheiden. Nun, giebt es wohl ein größeres Zufallsspiel als das Lotto? Ich bitte Sie daher, entscheiden Sie sich für Lotto."

Dieser Vorschlag fand Gnade vor den Augen der Betheiligten, und nach kurzer Zeit stand ein Lottospiel auf dem Tisch.

„Wer die erste Quinte hat, ist Sieger," sagte August Lambert und bemächtigte sich der Karten.

„Gut, wer die erste Quinte hat," riefen Jouvenel, Roumegour und Malbec.

Der Greis im grünen Frack schien die Szene, die sich vor seinen Augen abspielte, mit großem Interesse zu verfolgen und rückte noch näher.

III.

Die Karten wurden vertheilt und die Partie begann. Leonce Malbec wurde bestimmt, die Nummern auszurufen.

Der Kavallerieoffizier fing an, mit den Fingern auf den Tisch zu schlagen, der Seemann begann ein Liedchen zu trällern und der Doktor nahm mit Behagen seine 75. Prise Schnupftabak.

Die Spieler waren in der besten Laune; denn jeder von ihnen glaubte die Partie zu gewinnen.

Als aber bei der vierzigsten Nummer jeder der Betheiligten drei Ternen hatte, hörte der Offizier auf, auf dem Tische zu trommeln, der Marine-Lieutenant trällerte nicht mehr und der Arzt stellte das Schnupfen ein, nur der Advokat rief die Zahlen aus.

Die Spieler wurden ernst.

„Zweiundsechzig," sagte Malbec, „Quaterne, meine Herren, ich glaube, ich bekomme die Erbschaft des Onkel Armand."

Der Marine-Lieutenant, der Arzt und der Kavallerie-Offizier wurden bleich.

„Wie lautet die nächste Nummer?" fragte der Seemann mit leiser Stimme.

„Vierunddreißig."

„Dieses Mal gilt es mir," sagte der Arzt, indem er eine Art Freudengeheul ausstieß; „ebenfalls Quaterne, ich bekomme die Erbschaft." Dabei nahm er seine 92. Prise Schnupftabak.

„Sachte, nur nicht so schnell," murmelte der Kavallerie-Offizier.

„Sechszehn, fünfundzwanzig, acht," rief dann Leonce.

Diese Nummern hatte Niemand.

„Sechsundsiebzig!" brüllte der Ausrufer.

„Quaterne, schrie der Marine-Lieutenant und sprang von seinem Stuhle auf. „Ich habe die halbe Million, meine Herren." Damit fing er wieder an, vergnügt sein Liedchen zu trällern.

„Zweiundzwanzig," fuhr Malbec fort.

„Na, endlich Quaterne für mich, schrie der Kavallerie-Offizier und trommelte wieder auf dem Tische.

Die Haare sträubten sich Allen auf dem Kopfe.

Die Partie stand vollständig gleich.

Der Marine-Lieutenant trällerte nicht mehr, der Kavallerie-Offizier trommelte nicht mehr, und der Doktor schnupfte nicht mehr, nur Leonce sagte:

„Jetzt kommt der Entscheidungszug."

Aller Augen richteten sich entsetzt auf den Ausrufer, er hatte ihr Schicksal in Händen.

Der Advokat schüttelte den Beutel und rief:

„Sechsundvierzig."

Keiner hatte die Nummer.

„Vierundfünfzig."

Auch diese hatte Niemand.

Tiefes Schweigen herrschte, wie im Fieber klapperten Alle mit den Zähnen.

„Achtundsechzig!"

„Quinte, meine Herren, ich habe gewonnen!" rief Malbec und erhob sich von seinem Platze.

Aber der arme Advokat hatte sich getäuscht, er hatte die Nummer verkehrt gelesen; es war nicht die Nummer achtundsechzig, sondern neunundachtzig.

Auch diese Nummer war wieder nicht vorhanden, ebenso siebenzig, zweiundachtzig, sechs und vierzehn.

„Vierundachtzig!" rief Malbec.

Tiefe Stille.

„Fünfundsechzig, vierundzwanzig, neunundvierzig!"

„Um ein Haar", murmelte der Marine-Lieutenant.

Die letzte Nummer kam an die Reihe, vierundzwanzig.

Ein gräßlicher Schrei klang zu gleicher Zeit aus vier Kehlen; vier Bierflaschen rollten auf die Erde und zerbrachen mit lautem Knall.

Der Beutel war leer, neunzehn Nummern fehlten im Lottospiel.

„Wir müssen von Neuem anfangen!" rief der Kavallerie-Offizier und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Kellner, ein anderes Lottospiel, und zwar diesmal aber vollständig. Für fehlende Nummern haften Sie mit Ihrem Kopfe."

Jetzt erhob sich der kleine Herr im grünen Frack, trat auf die jungen Leute zu und sagte in höflichem Tone:

„Meine Herren, Ihre Partie ist nicht nöthig, außerdem ist sie unmöglich. Ich hätte sie mit einem Worte zum Stillstand bringen können, denn ich wußte, warum Sie spielten. Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht früher unterbrochen habe, wie es meine Pflicht gewesen wäre. Ein ganz merkwürdiges Mißverständniß hat Ihre Reise nach Bordeaux veranlaßt. Der Notar, der Ihnen den Tod Ihres Onkels mitgetheilt hat, hat Sie nicht getäuscht. Ihr Onkel ist in der That gestorben, aber er hat nur Schulden hinterlassen; ich habe ihn sehr gut gekannt, denn wir trugen beide denselben Namen, nur mit dem Unterschied, daß ich der Pierre Armand mit der halben Million bin und keine Erbneffen besitze; dagegen bin ich verheirathet und Vater einer hübschen Tochter von acht Jahren; ich bin gern bereit, Sie meiner Frau und meiner kleinen Tochter Mathilde vorzustellen, welche entzückt sein werden, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Sie können mir also in mein Hotel folgen, und es bleibt Ihnen immer noch ein Mittel, mich zu beerben: Sie machen nämlich meiner Tochter den Hof, und wenn das Mädchen das heirathsfähige Alter erreicht hat, dann gebe ich ihr die halbe Million als Mitgift. Bitte, weigern Sie sich nicht, meine Herren, und denken Sie, daß ich Ihnen eine Entschädigung schuldig bin, und daß ich außerdem der intime Freund Ihres Onkels war."

Die vier Reisenden sahen sich lächelnd an, schüttelten dem Greise die Hand und schickten sich an, ihm zu folgen.

Um 10 Uhr Abends saßen die Herren Lambert, Malbec, Jouvenel und Roumegour in einem eleganten Salon und dachten an das Mittel, das ihnen ihr neuer Onkel gezeigt hatte. Nachdem sie sich acht Tage auf Kosten ihres freundlichen Gastgebers amüsirt hatten, stiegen unsere vier Freunde wieder in die Postkutsche, nicht ohne sich vorgenommen zu haben, dem Onkel aus Philadelphia von Zeit zu Zeit einen Besuch zu machen.

IV.

Zehn Jahre waren verflossen. Leonce ist Staatsanwalt geworden, der Doktor Roumegour ist Mitglied der Wissenschaften in Paris und Montpellier, Jouvenel ist Korvettenkapitän und August Lambert ist Hauptmann der Kavallerie in Libourne.

Der gute Vater Armand lebt noch, aber seine treffliche Frau ist gestorben, und Fräulein Mathilde ist ein interessantes Mädchen von achtzehn Jahren geworden.

Wenn es den geschätzten Leser interessirt, so wollen wir ihm sogar verrathen, daß der Onkel aus Philadelphia vor wenigen Wochen hat Karten drucken lassen, in denen er seinen werthen Freunden von der Verlobung seiner Tochter mit dem Hauptmann der Kavallerie, August Lambert, Mittheilung macht. Der Hauptmann soll sich jedoch mehr für die schönen Augen seiner Braut, als für die halbe Million seines Schwiegervaters interessiren.

Wendische Bauernehre.

Novellette aus dem Lausitzer Volksleben von Max Bittrich.

Wir durchstreifen die Oberlausitzer Wendei bei Muskau, der gigantischen Schöpfung des Fürsten Pückler. Mein Begleiter sah den Landstrich zum ersten Male und hielt nichts von ihm. Alles sei trocken: die Gegend, das Volk in Temperament, Sprache und Sitten, die Dörfer in der Bauart. Gegen den Schauplatz der „Sizilianischen Bauernehre" einfach Wüste!

Ich sagte ihm, diesen Gegensatz aufzustellen, sei mindestens in einer Hinsicht verfehlt. Aehnele doch das wendische Volksleben dem in der „Cavalleria rusticana" geschilderten gerade in dem schönsten und eigenartigsten Gebrauch. Der sicilianische Ostermorgen mit dem Chor der das Auferstehungsfest begrüßenden Frauen weise scharf auf Gebräuche in Spreewaldorten und in wendischen Dörfern anderer Gegenden hin: Die Mädchen durchzögen dort in der Osternacht die heimathlichen Fluren, um in gemeinschaftlichem Gesang Segen zu erbitten.

Mein Begleiter lächelte: „Du in Deiner räthselhaften Schwärmerei für dieses untergehende Volk wirst auch noch „Orangen, duftig in Grün gehüllt," erglänzen sehen."

„Das nicht; aber wörtlich und voll wahrer Empfindung wie in Sizilien könnte der Orchesterchor hier singen:

Lerchen durchjubeln den blühenden Hain,
O süße Lenzesluft, Liebe und fröhliche Lieder,
Sie knospen neu uns in trunkener Brust.

Und wenn Du an das Volkstemperament pochst, so sei versichert, daß in den Adern der stillen Wenden das Blut so heiß wie in denen der gluthäugigen Sizilianer rollt, wenn unglückliche oder betrogene Liebe die Empörung schürt. Freilich werden hier nicht viel Worte gemacht, und zu Dolch und Gift wird nicht gegriffen, doch die nervige Faust und das gurige Element des Feuers müssen gegen die Widersacher wüthen. Die Brandstelle im Nachbardorfe, das ist der Schauplatz eines Dramas, in dessen Einzelheiten ich Dich einweihen will."

* * *

Im Hause des Schulzen Wallin rüsteten sich die Gäste zum Aufbruch; sie hatten bereits drei Tage hindurch getrunken, gegessen und getanzt. Wallin konnte seiner Tochter eine solche Hochzeit leicht herrichten; er war ein reicher Mann und auf seine Amtswürde that er sich etwas Besonderes zu Gute.

Alles war vergnügt. Die rothnäsigen, verwitterten Musikanten, die theils zerarbeiteten, theils sehnigen Bauern, die zutraulich gewordenen Mädchen und Weiber. Nur das Brautpaar machte keinen erfreulichen Eindruck. Dorothea, die junge Frau, saß meist mit großen Augen, in sich versunken, neben ihrem angetrauten Matthes. Der hatte zu viel Haidegrütze und Rindfleisch, Schwartztunke mit Backobst und süßen Hirsebrei verzehrt und hockte nun neben dem üppigen, hübschen Mädchen wie ein Häufchen Unglück.

Dorothea hatte früher offenkundig einen Anderen geliebt, den ärmeren Juro. Ihn hatte sie nehmen wollen und nicht eher den Verkehr aufgegeben, bis er zum Militär gezogen wurde. Von der Stunde an war Dorothea's Vater in seinem Element gewesen: Er sei alt und brauche einen Schwiegersohn zu gelegentlicher Hülfe. Matthes stehe auf eigenen Füßen, erhalte die Wirthschaft seiner Eltern, sei ein „gesetzter" Mensch und passe für Dorothea.

Sie hatte sich gesträubt und hatte um Juro geweint. Der Vater und die Muhmen, die Vettern, Freundinnen und Nachbarn waren gekommen und hatten auf die Fassungslose eingeredet. Die Welt sei nun einmal so: ohne Geld komme man nicht vorwärts, und die Liebe finde sich.

Zwei Jahre hindurch hatte sie sich dem Gerede recht standhaft widersetzt; dann hatte sie nachgegeben und vom nächsten Tage ab war die Sonne nicht mehr untergegangen, ohne daß Matthes bei Dorothea gewesen wäre, und ohne daß diese weiter heimliche Thränen vergossen hätte.

Als Juro nach Hause gewandert kam, stolz das Reservistenstöckchen schwingend, breitschultrig und stramm, war „sein Mädel" für ihn verloren. Sie hatte zwar jeden Morgen, wenn er nach dem Felde fuhr, hinter den Blumentöpfen gesessen und gefunden, daß ihn die Soldatenmütze noch immer vorzüglich kleide. Auch hatte er das Mädchen mitunter über den Hof huschen sehen. Doch gesprochen hatten sie sich nur einmal. Sie war ihm an den Hals gesunken und hatte ihn um Verzeihung gebeten, und er gestand, nach allem Unheil in seinem Leben wäre ihr Besitz auch zu viel des Glückes für ihn gewesen.

In seinem Innern hatte jedoch die Lava der Erregung weitergeglüht. Als in der Schänke das Gespräch auf ihn und Dorothea gekommen war, geschah es, daß er das Glas auf den Tisch schlug und schrie: „Für mich ist sie verloren; aber dem Matthes, dem protzigen, hinterlistigen Kerl, gönne ich sie noch lange nicht. Auch ihn findet das Unglück; bei meiner Ehre: er soll mich nicht betrogen haben und soll sich meines Mädels nicht lange erfreuen!"

Der Schulze, als er von der Drohung gehört hatte, suchte den Erregten zu beschwichtigen. Juro wurde auch äußerlich ruhig wie ein Lämmchen, doch die Gluth der Rache suchte weiter einen Ausweg.

Weil Juro, wie der Schulze sagte, anscheinend „vernünftig" geworden war, hatte man ihn sogar mit dem halben Dorfe zum Hochzeitsschmause geladen in der Annahme, daß er nicht erscheinen würde. Er aber war mit lachendem Munde herbeigeeilt und tollte nun bei der Feier mit den Lustigsten. Vielleicht verstimmte diese Fröhlichkeit das junge Ehepaar nur noch mehr: war sie doch offenbar dazu bestimmt andere, wieder zum Durchbruch gelangte Empfindungen Juros gewaltsam zu verdecken.

Die Feier im Hause des Brautvaters nahte sich ihrem Ende; die Gäste rüsteten also zum Aufbruch. Denn der Druschba, der Vermittler bei der Freite und Ordner des Festes, stellte sich eben mit umgeschnalltem Schwert an den Tisch und stülpte das andere Zeichen seiner Würde, den mit Schärpe, Blumen und bunten Bändern geschmückten Hut, auf den Kopf. Mancher Mund schnalzte noch den letzten guten Bissen hinunter; sonst herrschte Stille. Der Druschba sagte:

„Ehrbare Hochzeitsgäste und Zuschauer! Wollet eine Weile ruhig sein, denn ich will einige Worte zu Euch sprechen. Der Tag ist vergangen, die Nacht ist da; die Füchse haben ihre Gruben und die Vögel ihre Nester. Alles begiebt sich auf die Nacht zu den Seinen, so lasset auch uns mit unserer ehrbaren Braut aus ihrer Wohnung in eine andere Wohnung ziehen, wo sie bis an ihr Lebensende zu bleiben hoffen darf. Die ehrbare Braut sagt nun tausend Mal Lebewohl Eltern und Geschwistren, Vettern und Muhmen. Jetzt ist nicht sie mehr Euer, sondern jetzt ist sie des ehrbaren Bräutigams."

Allen anderen Gästen voraus war Juro ins Freie gegangen. Der Druschba sang ein geistliches Lied, die Musikanten ließen Dudelsack und Geige ertönen und stimmten den uralten Abschiedsgesang an:

„Nun schick Dich zur Reise an, liebliche Maid,
Fort mußt Du jetzt unter der Freunde Geleit.
Vier Rößlein sind an den Wagen gespannt
Und alle zum Hofe hinausgewandt.
Jetzt fall' um den Hals dem Väterchen Dein
Und Lebewohl sage dem Mütterlein.

Das junge Ehepaar bestieg den ersten Wagen, die Gäste folgten, und auf dem letzten Fuhrwerke prangte das Heirathsgut der jungen Frau: „Thronen", Laden und Schränke, Wäsche und Gefäße, Betten und Flachs.

„Aus der Kammer die Truhen, die Betten so fein,
Sie soll'n auf den Wagen gebreitet sein,
Daß, wo wir halten, es zierlich erschein'".

So ging der Wagenzug wie die wilde Jagd durch die Fluren, nach dem Heimathsdorfe des jungen Bauers. Dort harrt schon ein großer Theil der Dorfbevölkerung der Kommenden. Der Schwiegervater küßte die junge Frau, und die begann alsbald in erhoffter Weise die Verwandten mit dauernden Gaben, die Zuschauer mit Kuchen zu beschenken.

Während das geschah, war aus dem Wirrwarr des Heirathsgutes, dem man sich nun zuwendete, heimlich eine männliche Gestalt in das Haus gehuscht: Juro.

Die Männer trugen mit viel Umständlichkeit das Heirathsgut an den bestimmten Ort: die Frauen bewunderten es in den überschwänglichsten Ausdrücken und schlugen die Hände zusammen. Dann folgte eine Stärkung im Hause, die Jungfrauen machten dem jungen Paar das Nachtlager bereit, und die im Laufe der letzten Tage unzählige Male Angesungenen und in Ansprachen Gefeierten zogen sich zurück.

Die Nacht hatte ihre Herrschaft völlig angetreten, als sich die Hochzeitsgäste auf den Heimweg begaben. Durch malerisch zerrissene Wolken lugend, erleuchtete der Mond die Wege und die kahlen Felder, auf denen die gelben Kornpuppen in Reih und Glied standen. Die Heimkehrenden verhandelten viel vom Glück des jungen Paares und athmeten gierig die herbstlich frische Luft. In der Ferne schlängelten sich, riesigen leuchtenden Gewürm gleich, Bahnzüge noch und von der Residenz, von droben aber fielen die „feurigen Thränen" des Heiligen Laurentius. Die Bäume standen wie versteint.

Wie trotz der scheinbaren Ruhe in der Natur unheilschwangere Gewitterwolken am Himmel dahinjagten, so war in das Haus, in dem nach Ansicht der Hochzeitsgäste eitel Glück herrschen sollte, schon der Feind eingekehrt.

Denn erhitzt von den Getränken, war Juro im Hochzeitshause schließlich in seine alte Schwärmerei für Dorothea verfallen und meinte wiederum, aufgestachelt durch Hänseleien, seiner Ehre die Ausführung der früheren Drohung schuldig zu sein.

Kaum hatte Matthes das dunkle Brautgemach betreten, als er betäubt zu Boden sank. Mit einem fürchterlichen Faustschlage hatte der eifersüchtige Wendenbursche den Gehaßten niedergestreckt.

Eine Stunde später züngelten am Dache des Hauses Flammen empor, und als die Schwiegereltern aus ihrem „Altentheil" sprangen, stand die Wohnung des jungen Paares schon in einem Flammenmeer.

Matthes lag noch ohnmächtig an der Schwelle des Schlafzimmers und konnte dem Feuertode entrissen werden. Juro und Dorothea gingen in den Flammen unter, und Keiner hat jemals erfahren, welches Drama sich in dem traulichen Stübchen abspielte, ehe Juro den Feuerbrand an das Haus legte, um sich mit der Unvergessenen dem Flammentode zu überliefern.

Ein echter Pommer.

„Unser Fritz" nahm gern die Gelegenheit wahr, sich mit diesem oder jenem gemeinen Soldaten ohne Zeugen zu unterhalten, und verstand die Art des Volkes dabei trefflich zu würdigen. Einst stellte ein biederer Pommer in Berlin aber die Freundlichkeit des hohen Herrn doch auf eine harte Probe, und das kam so: König Wilhelm hatte sich mit seinem Sohne verabredet, in irgend einem bestimmten Palais zusammenzutreffen. Zur festgesetzten Zeit erschien der König dort. Der Posten, ein Pommer, präsentirt, und Se. Majestät verschwindet im Palais. Wenige Minuten später kommt auch der Kronprinz und fragt den Posten: „Ist Se. Majestät der König bereits im Palais?" Der Biedere will sich nun recht herauskreißen und antwortet: „Jawohl, Königl. Hoheit, Papachen ist eben ringegangen." Das war dem Frager denn doch zu arg. Er besah sich den Mann von oben bis unten und sagte endlich: „Kerl! ist Er betrunken!" Darauf der Pommer: „Ich hab' ihm nir angemerkt, Königl. Hoheit." Mit größter Mühe nun das Lachen unterdrückend, sprach der Kronprinz: „Ich danke!" und eilte, ohne auf die delikate Angelegenheit weiter einzugehen, in's Palais, wo er unter herzlichem Lachen dem königlichen Vater Mittheilung von der Wahrnehmung des braven Postens machte. Der sonst so ernste König, von der Heiterkeit seines Sohnes angesteckt, machte vor demselben langsamen Schritt, um ihm zu beweisen, daß der „feine Pommer" die Wahrheit gesprochen habe.

Ein edler Gatte.

Sie (vor einem Confectionsgeschäft): „Ach, Oskar, ich hätte nur ein Ideal: kaufe mir dieses grünseidene Kleid!"

Er: „Aber, was fällt Dir ein, liebe Elise, ich werde Dir doch nicht Deine Ideale rauben!"

Doch Etwas!

Förster (zu seinem Nebenmann, der auf einen Hasen geschossen): „Na, getroffen?"

Lieutenant: „Das zwar nicht, aber — aus seiner früheren Richtung hab' ich ihn doch geschlagen!"

Der kleine Geschäftsmann.

„Vater, heut' hab' ich verdient mein erstes Geld!"

„Goldkind, wie hast Du das gemacht?"

„Ich hab' mer bestechen lassen von unsr'em Hopfenlieferanten!"

Kasernhofblüthe.

Unteroffizier (zu einem recht mageren Rekruten): „Mensch, Sie sehen ja aus wie ein Abreißkalender am 31. Dezember!"

Bettler-Humor.

Armer Reisender (der, nachdem er geklingelt und lange vergeblich gewartet, abgewiesen wird): „Donnerwetter, hier muß mer aber lange steh'n bis mer — nischt kriegt!"

Eingegangen.

Der Herr Lehrer, der Förster, der Flößertoni und der Hannes sitzen am Sonntag Vormittag im Wirthshaus und unterhalten sich. Das große Wort hat, wie immer, der Flößertoni, dessen Redseligkeit in der ganzen Gegend bekannt ist.

Plötzlich sagt der Förster zu ihm: „Hör', Toni, wenn D' jetzt a' ganze Stund lang staad bist und net a' oanzig's Wörtl sagst, hernach zahl' i' Dir all' dös Bier, was D' in dera Zeit trinkst!"

„'s gilt!" ruft der Toni, und sogleich — es ist gerade elf Uhr — beginnt die Prüfung.

Die andern Drei reden über die interessantesten Sachen und haben gerade heute immer die entgegengesetzte Ansicht von dem, was der Toni denkt. Der aber hält sich tapfer und trinkt schweigsam eine Maß nach der andern. —

Wenige Minuten vor zwölf Uhr hält er wieder den leeren Maßkrug mit stummem Wink der Kellnerin hin. Da sagt der Förster: „Leni, jetzt bringst D' nur noch a' Halbe!"

„Na — a' Maß!" schreit wüthend der Toni, und — hat die Wette verloren. — — Die Ander'n aber haben einmal eine Stund' Ruhe gehabt.

Unnöthige Sorge.

A: „...Es ist halt doch traurig, Herr Meyer, wenn man keine Nachkommen hat! Mein Name lebt in meinen Kindern fort — wenn Sie aber einmal das Zeitliche segnen, dann stirbt der Nam „Meyer" aus!"

Auch ein Toast.

Hausfreund (der aufgefordert wird, einen Toast auf das Geburtstagskind auszubringen): „Verehrte Anwesende, ich bin kein Freund vieler Worte... Kurz und gut, ich schenke meinem Freunde hiermit die zwanzig Mark, die ich noch von ihm kriege! Das Geburtstagskind lebe hoch!"

Der Tod und das Mädchen.

Lieutenant: „O, gnädiges Fräulein, singen Sie das Lied noch einmal, das Sie gestern vorgetragen!.. Wie hieß es doch gleich?.. Der Tod und.. das Dienstmädchen von Schubert!"

Vor dem Niagara-Fall.

A: „Wie schade, daß der Niagara noch nicht industriell ausgenützt ist!"

B: „Ich bin ganz Ihrer Ansicht.. Sind Sie vielleicht Ingenieur?"

B: „Nein, Milchhändler!"

Erkannt.

Bauer (der soeben sein Gehöft versichert hat, zum Versicherungsagenten): „Was krieg' i' jetzt, wenn's nächste Woch' scho' bei mir brennt?"

Versicherungsagent: „Nun, da können Sie schon drei bis vier Jahre Zuchthaus kriegen!"

„Tusch".

Zwei auf dem Kriegsfuß stehende Studentenverbindungen einer kleinen Universitätsstadt treffen sich in einer Bierkneipe. Durch Bemerkungen und beständiges Fixiren seitens der Randalia fühlt sich die Platonia provocirt und schickt den Piccolo zu den Gegnern, mit dem Auftrage, diesen zu sagen: sie wären „dumme Jungen". — „Aber, meine Herren", ruft darauf ein Randale den Platoniern zu, „wegen einer solchen Bagatelle wäre es wirklich nicht nöthig gewesen, Ihren Senior herüber zu schicken!"